

## KIRCHE ST. NIKOLAUS IN BLUDESCH ZITZ

Nehmen wir an, ein Bewohner aus dem beginnenden 14. Jahrhundert des Ortes Zitz – heute ein Ortsteil von Bludesch – würde durch mysteriöse Umstände nach nächtlichem Schlaf in unserer Gegenwart aufwachen: Außer den Bergen des Walgau erinnert ihn nichts an seinen Heimatort. Er ist in einer ihm völlig fremden Welt. Doch dann plötzlich hört er einen vertrauten Klang. Die Glocken von St. Nikolaus. Sofort eilt er zur Kirche. Vor sich sieht er nahezu unverändert den aus groben Lutzsteinen gemauerten Turm mit seiner steinernen Spitze. Er betritt das Kircheninnere und dreht sich zur Westwand um. Tatsächlich, die Wand ist immer noch mit dem Jüngsten Gericht bemalt, allerdings beraubt seiner frischen, leuchtenden Farben und offensichtlich stark gealtert und verwittert.

Der romanische Turm ist etwa 700 Jahre alt. Die Glocken wurden im 13. Jahrhundert gegossen. Der untere Turmteil ist möglicherweise noch 300 Jahre älter. Es ist einer der wenigen Kirchtürme in Vorarlberg, die in seiner mittelalterlichen Form bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten sind. Die altertümlichen, weit ausladenden Glocken sind die ältesten im Land.

Die Westwand, an deren Innenseite Himmel und Hölle dargestellt sind, stammt ebenfalls aus dieser Zeit. Die Menschen, die nach der Messe die Kirche verließen, sollten vom Weltenrichter Christus, der oberhalb der Türe thront, gewarnt sein. Aus seinem Mund ragen zwei Schwerter. In der Johannes Offenbarung heißt es: „In seiner rechten hielt er sieben Sterne und aus seinem Mund kam ein zweischneidiges Schwert.“ Falls der Mensch kein gottgefälliges Leben führt, würde er in die Hölle kommen und ungeheuerlichen Qualen ausgesetzt sein. Die Höllendarstellung auf der rechten Wandseite wurde in alten Zeiten von den Leuten als durchaus realistisch wahrgenommen.

In der obersten Reihe der rechten Wandhälfte sind die sieben Todsünden, nämlich die Superbia, Eitelkeit und Stolz, als König mit Szepter, es folgen die Luxuria oder Unkeuschheit um deren Hals Schlangen hängen. Die Reptilien könnten aber auch Symbol für die Envidia, den Neid sein. Die personifizierte Envidia erzeugt Schlangen, die sie selbst vergiften. Die Avaritia, der Geiz, ein Mann mit Geldbeutel und Hemd, dann die Habsucht mit einem Schwein, dann die Gula, die Trunksucht mit dem Becher und ein nackter Mann, der als Torheit, Stultitia gedeutet werden kann. Die darunterliegende Ebene beginnt mit einer Frau, die einen Spinnrocken hält. Es ist Acedia, die Trägheit und somit das siebente Laster. Die personifizierten Todsünden, an den Hälsen zusammengebunden, werden von Teufeln dem Höllenschlund mit seinem Raubtiergebiss zugetrieben. „Darum sperrt die Unterwelt ihren Rachen auf, maßlos weit reißt sie ihr Maul auf, sodass des Volkes Pracht und Reichtum hinabfährt, der ganze lärmende, johlende Haufen.“ So steht es schon im Alten Testament – Jes. 5,14 – geschrieben.

Eine Ebene darunter ist der Zug der Verdammten zu sehen, die der Höllenstrafe zugeführt werden. Die Sünder sind allesamt nackt. Wahrscheinlich wurden deshalb die Malereien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen „Sittenwidrigkeit“ mit zwei Putzschichten überdeckt und so vor den Blicken der Messebesucher verborgen. Auffallend ist, dass unter den sieben Sündern sogar ein gekröntes Haupt mitmarschiert. Ist es ein König oder gar der Kaiser? Ebenfalls mit dabei ist ein Geistlicher mit einer Mitra, also ein Bischof oder womöglich der Papst. Der italienische Dichter Dante Alighieri, der zur Entstehungszeit des Wandbildes lebte, erzählt uns in seiner Göttlichen Komödie, wie er im achten Höllenkreis im dritten Graben dem Papst Nikolaus III. begegnet. In diesem Graben befinden sich die Simonisten, das sind Betrüger, die schwunghaften Handel mit Kirchenämtern trieben. Dort müssen betrügerische Päpste büßen, indem sie kopfüber in Felslöchern stecken, aus denen nur ihre brennenden Fußsohlen herausragen. Der Stand im Diesseits schützt also keineswegs vor Strafe im Jenseits. So beschwert sich laut Dante der Apostel Petrus über den Papst Bonifatius VIII., der 1303 verstarb: „Aus meiner Grabesstätte machte er einen Pfuhl des Gestanks“. Das Amt des Papstes ist zwar heilig, die Person, die es innehat kann aber durchaus ein Schurke sein.

Auf der untersten Ebene ist eine der Höllenstrafen dargestellt. Ein Teufel tanzt um einen Kessel, in dem augenscheinlich die Verdammten gesotten werden. Detailliertere topographische Einzelheiten der Hölle beschreibt der bereits erwähnte Dichter und Zeitgenosse des Malers in seiner Göttlichen Komödie. Giotto di Bondone, seinerzeit der berühmteste Künstler Italiens und Freund des Dichters, bemalte in der Arena Kapelle in Padua ebenfalls die ganze Westwand mit dem Jüngsten Gericht. Vor allem die Hölle wurde von ihm mit all ihren Schrecken detaillreich ausgestaltet. Der Stifter der Kapelle war der reiche und adlige Bankier Enrico Scrovegni, dessen Vater Dante Alighieri in seiner Göttlichen Komödie im siebten Kreis der Hölle im Feuer schmoren ließ, wo die größten Wucherer seiner Zeit büßten. Er wird zwar von Dante nicht namentlich genannt, kann aber aufgrund des Wappens, das seinen Geldsack ziert, erkannt werden. Eine blaue, trüchtige Sau ziert seine weiße Tasche. Sein Wappentier, das Schwein steht ironischerweise wie bereits erwähnt für das Laster der Habsucht. Der Sohn dieses „Oligarchen“, ließ den prächtigen Prestigebau errichten, um Abbitte für die von seinem Vater Rinaldo di Ugolino Scrovegni betriebenen Wuchergeschäfte zulasten der Bürger Paduas zu leisten, von denen viele dadurch ihr Vermögen verloren hatten. Bei uns in Vorarlberg gibt es noch eine mittelalterliche Darstellung des Jüngsten Gerichts. In der Feldkircher Heilig Kreuz Kirche im Kehr ist auch noch der Erzengel Michael mit seiner Seelenwaage zu sehen. Wiegen die Sünden schwerer als die Tugenden, so droht im schlimmsten Fall die Hölle, ansonsten das Fegefeuer. Der Künstler hat auch noch ein hinterlistiges schwarzes Teufelchen unter die Waagschale der Sünden gemalt, das versucht, dieselbe nach unten zu ziehen. Diese Wandmalerei ist allerdings etwa 100 Jahre jünger als jene in Bludesch oder Padua.

Auf der linken Wandseite, also zur rechten des Weltenrichters Christus, der von seiner Mutter und seinem Lieblingsjünger Johannes flankiert wird, sind die Seligen zu sehen, denen das Himmelreich bestimmt ist. Sie bewegen sich unter der Führung von Petrus auf das Himmelstor zu, welches von ihm geöffnet wird. Unter dem Zug der Seligen ist anstelle der sonst übliche „Auferweckung der Toten“ die Auferstehung Christi und die „noli me tangere“ Szene dargestellt: Jesus erscheint als erstes Maria Magdalena und spricht zu ihr die Worte „rühr mich nicht an“. Ober dem Weltenrichter sind zwei Engel mit Posaunen zu sehen.

Über dem Zug der Seligen bilden neun Kreise eine waagrechte Linie, die nach oben hin einen Abschluss bildet. Diese scheinbar rein dekorativen Elemente stellen jedoch die neun, eigentlich konzentrischen, Himmelsphären des mittelalterlichen Weltbildes dar, welches auf Aristoteles zurückgeht. Die neun Sphären (Kugeln) umschließen die sublunare (unter dem Mond befindliche) Welt mit der Erde, die aus den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer besteht. Darüber wird die Erde von der Sphäre des Mondes, des Merkurs, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiters und des Saturns, also der damals bekannten sieben „Planeten“ umhüllt. Darüber befindet sich der Fixsternhimmel und schließlich als neunte Sphäre die Kristallsphäre. Im mittelalterlichen Weltbild der Göttliche Komödie Dantes bildet der Kristallhimmel die neunte himmlische Sphäre und ist damit das genaue Gegenbild zur Eishölle, dem neunten und tiefsten Kreis der Hölle, wo der Teufel inmitten der Erdkugel aufgrund der größtmöglichen Gottesferne in dichtester, eisiger Materie erstarrt. Der Kristallhimmel hingegen ist die heilsame Quelle aller lebendigen Bewegung und zugleich der Ursprung von Raum und Zeit. Er ist nicht im Raum zu finden sondern ruht allein in Gottes Geist. Von hier aus setzt Gott, der unbewegte Beweger das Universum in Schwung. Jenseits der Kristallsphäre ist das Empyreum, der Feuer- oder Lichthimmel. Hier erahnt Dante in seiner dichterischen Vision das Göttliche. Ein Lichtstrom erscheint ihm, der zum See sich rundet, von der Himmelsrose der Seligen umgeben. Verklärten Auges sieht er das Bild der göttliche Dreieinigkeit. Es erscheinen ihm in der tiefen, klaren Substanz des Himmelslichtes drei Kreise. An Farbe dreifach doch von einem Umfang. Während Verstand und Phantasie vor dem letzten Geheimnis erlahmen, folgt Dante der göttlichen Liebe, „die da bewegt die Sonne und die anderen Sterne: „l'amor che move il sole e l'altre stelle.“ Der Ort, den auf diesem Wandgemälde Gott einnehmen sollte, ist nicht gemalt. Anstelle einer bildlichen Darstellung durchbricht eine kreisrunde Öffnung die Mauer der

Westwand. Durch sie dringt augenscheinlich „der göttliche Lichtstrom, der zum See sich rundet, die Liebesallgewalt, die still und einig im Kreis die Sonne führt und alle Sterne“.

Der Zeitreisende, nennen wir ihn Tschann, ein Name, der in der damals verbreiteten romanischen Sprache unserem „Hans“ entspricht, sieht anhand des schlechten Zustandes der Malerei an der Westwand, dass er sich in einer sehr fernen Zukunft befindet. Dann schaut er nach oben, zu dem runden Loch in der Wand und blinzelt mit den Augen. „Eines,“ so denkt er „blieb all die Jahrhunderte unverändert – das Licht.“

Die bescheidenen und manchmal etwas unbeholfenen Malereien in der St. Nikolaus Kirche, lassen sich natürlich nicht mit denen des großen Italieners, Giotto di Bondone, vergleichen. Aber die Symbolik mit der kreisrunden Lichtöffnung ist von beeindruckender Mystik. Beeindruckender als die drei nebeneinander gereihten gotischen Kirchenfenster mit Putzenscheiben in der Arenakapelle in Padua.

Auch an den anderen Wänden wurden Malereien freigelegt. Beginnend bei der Nordwand mit der Erschaffung Evas aus der Rippe Adams geht es weiter mit dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies, Maria Verkündigung, die Flucht nach Ägypten. Nur mehr fragmentarisch erhalten sind der Einzug Jesu in Jerusalem, die Vertreibung der Händler aus dem Tempel, das letzte Abendmahl, die Ölbergszene und die Verspottung Jesu. Im äußersten Westen der Südwand, nahe dem Jüngsten Gericht befindet sich eine besonders qualitätsvolle Darstellung zweier Teufel, die eine Kuhhaut auseinander zerren. Ein dritter Teufel hält ein Tintenfass in der Hand. Daneben kniet sich umarmend ein Paar. Das Geschlecht ist dabei nicht erkennbar. Es gibt eine vergleichbare Wandmalerei auf der Reichenau in der Kirche St. Georg, die etwas früher entstanden ist. Dort zerren gleich vier Teufel an den Enden einer Kuhhaut und ein Teufel versucht, alles aufzuschreiben, was zwei vornehme Damen in der Kirche tratschen. Doch das passt auf keine Kuhhaut mehr, weshalb die Teufel versuchen, diese immer weiter auseinanderzuzerren. Auf der Haut in der Nikolauskirche in Bludesch sind noch Buchstabenreste des Textes enthalten. Während aber die Damen in Reichenau munter drauflos schwatzen, scheint das Paar in Bludesch schon reumütig und zerknirscht, angesichts des neben ihnen dargestellten Jüngsten Gerichts. Diese Szene ist auch heute noch sprichwörtlich, wenn etwas das Fass zum überlaufen bringt: „Das passt auf keine Kuhhaut“. Man glaubte früher, dass die Sünden der Menschen von Teufeln auf ein Pergament aufgeschrieben werden, um später, beim Jüngsten Gericht, als Beweismaterial zu dienen. In der Johannes Offenbarung, der Apokalypse, 20,12, heißt es: „Ich sah die Toten vor dem Thron stehen, die großen und die kleinen. Und Bücher wurden aufgeschlagen; auch das Buch des Lebens wurde aufgeschlagen. Die Toten wurden nach ihren Werken gerichtet, nach dem, was in den Büchern aufgeschrieben war.“ Seit wann die Kuhhaut sprichwörtlich geworden ist, lässt sich nicht feststellen. Der älteste Beleg für die Erzählung geht auf Jacques de Vitry (vor 1240 gest.) zurück. In seinen „Sermones vulgares“ erzählt er von einem Priester, der während der Messe einen Teufel mit den Zähnen an einem Pergament zerren sieht. Auf Nachfrage des Geistlichen berichtet der Böse, er habe das unnütze Kirchenschwatzen aufzuschreiben, und dafür reiche sein Pergament nicht. Normalerweise wurden im Mittelalter aber nicht Kuhhäute zum Schreiben verwendet, sondern Schafs- oder Kalbshäute. Die Pointe der Erzählung beruht darauf, dass der Teufel eben soviel schreiben muss, dass nicht einmal eine Kuhhaut dafür ausreicht, das Gesprochene zu erfassen. In Schwaben gibt es heute noch die Redewendung: „Der schwätzt e ganze Kūhhaut voll.“

1948 wurden die Malereien aus dem 1. Drittel des 14. Jahrhunderts wiederentdeckt, die dann freigelegt und konserviert wurden. 2004/05 erfolgte die sorgfältige Reinigung, Entsalzung, Nachfreilegung, Fixierung, Putzhinterfüllung, Kittung der Fehlstellen und zurückhaltende Retusche durch den Restaurator Claudio Bizzarri. Dadurch sind die Malereien besser lesbar und ikonographisch besser erkennbar geworden. Eine Sensation war die Entdeckung der bisher verborgenen Sockelmalerei an der Nordseite. Zu sehen sind Engel, die eine Vorhangdraperie halten.

Diese Wandmalereien sind keine „Fresken“ sondern „Seccomalerei“. Dabei werden die Erdfarben auf trockenen Kalkuntergrund aufgetragen. Hingegen bei einem Fresko werden die Farben auf den noch feuchten Putz aufgetragen. Dabei gehen die Farbpigmente eine stabile Verbindung mit dem Untergrund ein. Fresken sind dadurch länger haltbar. Bei der Freilegung und Restaurierung 1948 wurden aus heutiger Sicht leider sehr raue Mittel angewandt, wodurch Schäden entstanden sind. Dennoch sind die Wandmalereien die Sensation der Nikolauskirche und ein großartiges Stück heimische Kultur- und Kirchengeschichte.

Noch etwas wird unserem mittelalterlichen Schlafwandler auffallen, nämlich die Kirchenbänke. So etwas hat es zu seiner Zeit noch nicht gegeben. Die Leute sind entweder gestanden oder gekniet. In unserer Gegenwart wirken diese Möbel jedoch schon sehr antik. Sie wurden im Jahre 1615 geschreinert. Auf der Frauenseite dienen einfache, schmale Balken in annähernd einem halben Meter Höhe als Sitzbank ohne Rückenlehne und ohne Kniebank. Auf der Männerseite hingegen befinden zudem Kniebänke. Hier sind scheinbar auch Rückenlehnen angebracht, die aber eher dem Hintermann dazu dienen, sich beim Hinknien und Aufstehen abzustützen.

Tschann blickt weiter Richtung Chor. Ihm fällt auf, dass dieser geheiligte Raum jetzt größer ist und nicht mehr rund, sondern rechteckig. Besonders aber sticht ihm der seltsam fremdartig wirkende Hochaltar ins Auge. Der aus dem Jahre 1631 stammende barocke Altar mit seinem seitlichen Schnörkeldekor trägt ein gerades, geschlossenes Gebälk mit Voluten (Schnecken). Tschann vermisst die klaren Strukturen des alten Altares und vor allem die klaren, symmetrisch aufgebauten ikonenhaften Altartafeln. Statt dessen wird ihm fast schwindelig angesichts der wild durcheinander gewirbelten Leiber der Heiligen, die sich um die Himmelskönigin Maria scharen. Auf dem runden Oberbild ist ein alter Mann mit Bart zu sehen, den Tschann nur sehr schwer als Gottvater identifizieren kann, da er nur symbolische Darstellungsformen wie Dreieck oder die segnende Hand Gottes kennt. Auch die beiden Seitenaltäre von 1634 sind für ihn kaum zu entschlüsseln. Auf dem linken Seitenaltar ist eine Schutzmantelmadonna mit Dominikus und Katharina von Siena zu sehen. Im rechten Seitenaltar sind Katharina und Agatha dargestellt. Tschann wendet seinen Blick ab. Seine Augen suchen Halt an den einfachen, klaren Wandmalereien der Seitenwände. Doch da war ja nicht mehr viel zu sehen. Außerdem haben die großen Fenster anstelle der kleinen, oben gerundeten romanischen Lichteinlässe zwar den Raum stark aufgehellt, allerdings auf Kosten der Malereien. Die Bilder haben ihm immer die Geschichten aus der Bibel erzählt. Im ganzen Ort war der Pfarrer der einzige, der lesen konnte und dazu musste man auch Latein können. Zur Zeit Tschanns wurde im Ort zwar noch eine Art Vulgärlatein gesprochen, das Rätoromanische, doch das hatte sich schon sehr weit vom klassischen Latein entfernt. Tschann erblickt über dem Chorbogen eine Kreuzigungsgruppe auf einem Balken, der die beiden Seitenaltäre verbindet. Obwohl auch diese Skulpturen barock sind, erscheinen sie ihm klarer und geordneter. Darüber wölbt sich ein neueres hölzernes Tonnengewölbe aus den 60er Jahren. Es erinnert ihn ein wenig an das Innere der Weinfässer in den tiefen, gewölbten Keller. Im Ort wurde früher ja viel Wein angebaut. Er blickt auf den Boden. Die ehemals „walgautypische“ Kleinpflasterung, die sogenannte „Lutzbolla Bsetzi“ mit 4 bis 6 cm großen rundovalen Flusststeinen, wurde 1965 durch Terracottaziegel ersetzt, die im Fischgratmuster gelegt sind. Tschann findet den Boden sehr schön und vornehm. Der zeitliche Urgrund der Kirche reicht weit in die Vergangenheit. Der vorromanische Wandputz entstand im 7. oder 8. Jahrhundert. Noch weiter in die Vergangenheit weisen zwei Schuh breite, in Lehmverband mit Rollkieseln bestehende Fundamente. Archäologisch noch nicht abgesichert könnte der Bau der Kirche sogar auf das 5. Jahrhundert zurückgehen. Ein Vergleich mit der St. Mauritius Kirche in Nenzing legt dies nahe.

Tschann wendet sich dem Ausgang zu und blickt noch einmal auf das Jüngste Gericht. Er ist, wie die meisten Leute des Ortes, ein Leibeigener des Landesherrn, des Grafen von Werdenberg, für den er Frondienste zu leisten hat. Sein Leben ist geprägt von harter Arbeit im Weinberg und auf den

Feldern. Arbeit hatte im Mittelalter noch die Bedeutung von Müh` und Plag`. „Du sollst dein Brot im Schweiß deines Angesichts verdienen, lautet der Fluch Gottes nach dem Sündenfall im Paradies. Aber im Jenseits kommt die Belohnung für ein gottgefälliges Leben.“ Solche und ähnliche Sätze hörte Tschann in der sonntäglichen Messe vom Pfarrer auf der Kanzel. „Alles auf Erden geschieht gemäß des göttlichen Heilsplans.“ Er blickt auf die sieben Hauptlaster und betrachtet sie genau. „Die Reichen“, so geht es ihm durch den Kopf, „haben ein gutes Leben, sind aber vielmehr den Versuchungen ausgesetzt. Auch der Pfarrer predigt, dass eher ein Kamel (wird heute als Seil übersetzt) durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in den Himmel kommt. Stolz, habsüchtig und geizig, das können nur die Reichen sein. Trägheit können wir Leibeigene uns nicht leisten. Bleibt für uns nur noch die Unkeuschheit, Torheit und Trunksucht übrig. Doch wir büßen täglich die Sünden im Schweiß unseres Angesichts. Die Hoffnung auf den Himmel macht uns das karge, entbehrungsreiche Leben erträglich.“ Tschann verlässt die Kirche, wacht in seinem Bett, auf seinem Laubsack und in seiner Zeit wieder auf und wundert sich über den seltsamen Traum.

Die Kirche ist dem Heiligen Nikolaus von Myra geweiht. Da er in Mitteleuropa bis zum 10. Jahrhundert nahezu unbekannt war, hatte die Kirche wahrscheinlich ursprünglich einen anderen Patron. Der historische Nikolaus lebte in der Zeit vom 3. und 4. Jahrhundert. Der etwas jüngere Heilige Chrysostomus pries ihn als schönstes Vorbild der Sanftmut. In Glaubensfragen aber kam ihm diese Tugend offensichtlich abhanden. Auf dem ökumenischen Konzil in Nicäa im Jahre 325 soll er dem „Häretiker“ Arius eine schallende Ohrfeige verpasst haben. Dafür hatte er ein Herz für die Armen und für die Kinder. Ein verarmter Nachbar sah sich gezwungen, seine heiratsfähigen Töchter zu verschachern, da er kein Geld für ihre Mitgift hatte. Als Nikolaus davon erfuhr, warf er in der Dunkelheit der Nacht insgesamt drei Goldkugeln oder goldene Äpfel durch das Fenster. So hatte der Mann genug Vermögen für die Aussteuer der Töchter. Vor dem dritten Wurf lag der Mann auf der Lauer. Da erkannte er den Nikolaus. Er war ihm unendlich dankbar, durfte aber die Geschichte zu Lebzeiten des Heiligen nicht weiter erzählen. Als Nikolaus einmal auf Pilgerfahrt war, kam ein Sturm und das Schiff drohte zu sinken. Auf Bitten und Flehen der Mitpassagiere soll er durch Gebete mit Gottes Hilfe die haushohen Wogen geglättet haben. Deshalb gilt er auch als Patron der Seefahrer. Immer wieder erzählten Seemänner, wie in einem schweren Sturm plötzlich der Heilige Nikolaus erschien und das Steuer übernahm, um sie in den sicheren Hafen zu fahren. Weil er die Wellen des Meeres bezwang, trauten ihm die Menschen auch zu, die Überflutungen der Flüsse zu bändigen. Die Stadt Feldkirch, seit ihrer Gründung durch Hochwasser gefährdet, wählte ihn deshalb zum Stadtpatron. Die Bürger erbauten die Stadtpfarrkirche St. Nikolaus, den heutigen Dom.

Schon früh genoss Nikolaus große Verehrung im Oströmischen Reich, dem Griechischen Byzanz. In Italien gab es bis ins 10. Jahrhundert nur wenige Nikolauskirchen und nördlich der Alpen war er, wie erwähnt, nahezu unbekannt. Das änderte sich, als es dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Otto dem Großen gelang, seinen Sohn Otto II. mit der Nichte des kinderlosen Kaisers des Oströmischen Reiches, Johannes Tsimiskis, zu verheiraten. Die Hochzeit der jungen, hübschen und intelligenten Theophanu, so der Name der Nichte, mit Otto II. fand am 14. April 972 in Rom statt. Die Vermählung erhöhte die Anerkennung der deutschen Emporkömmlinge. Zuerst als Mitregentin an der Seite ihres Mannes, dann nach dessen Tod als allein regierende Kaiserin, schaffte sie es, byzantinischen Geist, byzantinische Kunst und byzantinische Kultur in das noch unzivilisierte Barbarenland im Westen zu importieren. Sie löste damit eine Kulturrevolution aus, die unter dem Namen ottonische Renaissance in die Geschichte einging. Theophanu brachte auch ihre beiden Lieblingsheiligen, den Pantaleon und vor allem den Nikolaus mit. Theophanu macht den Heiligen Nikolaus von Myra zu einer Art Hausheiligen der ottonischen Dynastie und leitete damit auch die Verbreitung der Nikolausverehrung im Reich ein. In dieser Zeit wurden viele Kirchen dem oströmischen Heiligen geweiht. Vielleicht auch in Bludesch Zitz?

Einen weiteren Popularitätsschub bekam der Heilige Nikolaus, als im Jahr 1087 Seefahrer aus Bari seine Gebeine aus Myra, dem heutigen Demre im Süden der Türkei, raubten. Aus seinem Leichnam soll ein wohlriechendes, balsamisches Öl geflossen sein, wodurch viele Kranke geheilt wurden. Als Papst Urban II. 1095 zum Kreuzzug aufrief, nutzte ein Teil der Kreuzfahrer den Hafen von Bari um ins Heilige Land überzusetzen. Dort erfuhren sie, dass der Heilige Nikolaus der Patron der Seefahrer sei und sie besuchten sein Grab und beteten für eine sichere Überfahrt. Viele legten auch ein Gelübde ab, dem Heiligen eine Kapelle oder gar eine Kirche zu stiften, wenn sie wieder heil in der Heimat ankämen. Natürlich wäre eine solche Entstehung des Nikolaus Patrozinium für unsere Kirche in Bludesch Zitz reine Spekulation. Vielleicht aber sollte der Heilige Nikolaus, so wie in Feldkirch, die Bewohner des Ortes vor Hochwasser schützen. Eine andere Möglichkeit wäre der Einfluss der Walser, die sich um 1300 an den Hängen und Seitentäler des Walgaus ansiedelten. Ihre bevorzugten Heiligen waren der Theodul und der Nikolaus.

Der Heilige Nikolaus ist erkennbar an seiner Bischofsmütze und drei Goldkugeln oder Äpfeln. Noch heute dürfen in keinem Nikolaussack die Äpfel fehlen. Mitunter hat er auch ein Pökelfass mit drei Knaben bei sich. Nach einer abenteuerlichen Legende soll er die drei bereits eingepökelten Jungen zum Leben erweckt haben. Ein kannibalischer Metzger und Wirt wollte sie solcherart haltbar machen. Das Fass wurde zur Bütte, in die mancherorts der Begleiter des Nikolaus, der Krampus, die „schlimmen“ Kinder steckt. Da er der Patron der Seefahrer ist, werden seinen Darstellungen oft Schiffe, Steuerrad oder Anker beigelegt. Spätestens seit er 1931 Werbeträger eines braunen Sprudels wurde, sieht man ihn weltweit als rüstigen, dicken Greis mit weißen Haaren und Bart und einem mit dem gashaltigem Zuckerwasser gefüllten Schwabbelbauch. Dabei hat der Heilige Nikolaus nach der Legende bereits als Säugling mittwochs und samstag, den orthodoxen Fasttagen, die Muttermilch weitgehend verweigert. Er soll ein sehr bescheidenes, christliches Leben geführt haben. 2014 haben russische Wissenschaftler das Gesicht ihres Landespatrons anhand der Reliquien rekonstruiert und weitere Rückschlüsse auf sein Äußeres gezogen. Er war demnach 1,67 Meter groß und soll kein Fleisch gegessen haben.

#### Quellen:

- |                                  |  |
|----------------------------------|--|
| Alighieri Dante:                 | Göttliche Komödie in der Übersetzung von Karl Vossler  |
| Binggeli Bruno:                  | Primum Mobile, Dantes Jenseitsreise und die moderne Kosmologie<br>Amann Verlag 2006  |
| Bibel:                           | Altes und Neues Testament  |
| Bundesdenkmal-<br>amt Österreich | Restaurierung der Filialkirche Hl. Nikosaus in Bludesch Zitz<br>Oktober 2007 – Denkmal des Monats in Vorarlberg                        |
| De Voragine<br>Jacobus           | (1230 bis 1298) Legenda aurea<br>Reclam 1988   |
| Guardini Romano                  | Das Licht bei Dante, Münchner Universitätsreden Heft 16<br>Ludwig Maximilian Universität, 23. Juni 1956<br>Max Hueber Verlag München   |
| Piske Christine                  | Diplomarbeit Universität Wien<br>„Die ikonographie des Weltgerichts am Beispiel der St. Nikolauskirche<br>in Bludesch Zitz“ April 2011 |

Wikipedia

Enrico Scrovegni,  
Kosmologie des Mittelalters  
Theophanu